
Johnson-Jahrbuch

Band 6/1999

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson III, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 1. 1994 –

ISBN 3-525-20905-3

© 1999, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. – Printed in Germany.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Günther F. Seelig

*Weil er hinhören, zusehen, auf Leute
aufpassen konnte*

Ein Gespräch*

JJ: Wie eng befreundet oder wie gut bekannt waren Sie mit Uwe Johnson?

Seelig: Es war für wenige Jahre eine Freundschaft, rückblickend gesprochen: für eine kurze Zeit. Vielleicht ist Freundschaft schon zu viel gesagt. Es war eine Bekanntschaft, deren Vorteil darin bestand, daß er nicht mein Dichter war und ich nicht sein Psychologe. Wir waren zwei Leute, die über alles geredet haben, aber selten über Literatur und so gut wie nie über Psychologie. Das war für uns beide sehr angenehm. Wenn da eine Freundschaft war, dann sicher weniger eine »gebildete«, »kultivierte«, sondern ausdrücklich eine von beiden als schlicht, alltäglich und unpräntiös angelegte.

Wir, meine Frau und ich, hatten seine Bücher gelesen, und fanden sie fabelhaft. Das finde ich auch heute noch.

JJ: Was heißt fabelhaft?

Seelig: Das bezieht sich natürlich nicht allein auf die Fabeln – eigentlich sind es ja auch keine – die erzählt werden, sondern auf die unerbittliche Gepflegtheit der Sprache und die gelassene Präzision der Berichterstattung, die ohne Rücksicht auf eilige Leser ganze Aufmerksamkeit als

* Das Gespräch führten Ulrich Fries, Holger Helbig und Karl Rußmeyer am 9. November 1998 in Berlin. Günther F. Seelig, geb. 1928 in Berlin, ist Professor für Psychologie an der Freien Universität Berlin, emeritiert.

Gegenleistung fordert. Wir haben ihn mit Grass und Böll verglichen. Auch heute, im Nachhinein, scheint es mir leicht, sich da für Johnson zu entscheiden. Vor allem für die *Jahrestage*, deren erster Band damals gerade erschienen war. Böll hat mich ermüdet, mit seiner nicht enden wollenden Auseinandersetzung mit seinem Kirchenaustritt. Damit hatte Johnson kein Problem. Er bezog sich auf Themen, mit denen ich auch beschäftigt war, und er dachte auf eine sehr verantwortliche Weise über Menschen, die mir sehr lag. Zwar hatten wir das Glück, in Westberlin zu wohnen, aber die DDR war ja direkt vor der Haustür – und zudem: meine Verwandten lebten dort.

Wir fanden nicht, daß wir in Berlin eingesperrt wären, eher, daß die DDR sich selber ausgesperrt hatte. Vom heldenhaften Widerstand der Berliner habe ich nichts bemerkt, man hat einfach hier gelebt, und ringsum lebten die anderen. Wenn man in Kalifornien lebt, muß man mit der Gefahr des Erdbebens leben, ohne sich dessen furchtsam bewußt zu sein; unsere Erdbebengefahr war die Stasi, und wenn man in die DDR fuhr, mußte man sich entsprechend verhalten. Aber wir waren nicht von der Furcht gelähmt, daß die uns gleich einstecken.

JJ: Wann und wie haben Sie Johnson kennengelernt?

Seelig: Unser jüngster Sohn, Jahrgang 1962, ging gemeinsam mit der Tochter der Familie Johnson zur Schule. Wir hatten unsere Kinder in der John F. Kennedy-Schule angemeldet, eine nicht nur bilinguale, sondern bikulturelle Schule. Wir hatten die Schule ausgesucht, weil wir glaubten, dort eine pädagogisch interessierte Elternschaft vorzufinden. Eltern, die ihren Kindern diese Mühe machen, haben sich etwas dabei gedacht. Die Elternabende waren tatsächlich sehr gut besucht. Und von einem solchem Elternabend stammt unsere Bekanntschaft.

Meine Frau stupste mich an und sagte: »In der letzten Reihe, ist das nicht der Johnson?« Ich blickte mich um und mußte mir richtig Mühe geben, mein Bild zu korrigieren. Das war nicht mehr der schmale hochaufgeschossene Mann mit blonden Stehhaaren und Abiturientenbrille, der mit angestrengter Bedeutsamkeit seine Gedanken vortrug. (Er meinte vermutlich, das muß er, wenn er ein so junger, dünner Mensch ist.) Nun saß da ein schwerer richtiger Kerl, der überhaupt nicht aussah, als müsse er sich besondere Mühe geben, gehört zu werden. Ein massiger Mann mit gewichtigem, geschorenem Schädel, eine ganz anspruchslose Brille, die die fast wässerig wirkenden, eher kleinen Augen erkennen ließ. Das war 1968, Johnsons waren gerade aus New York zurück.

Gehört werden wollte er auf den Elternversammlungen nicht. Ich wußte nicht, daß er da je irgend etwas gesagt hätte. Elisabeth dagegen hat sich sehr oft beteiligt. Ich fand ihre Beiträge immer sehr angenehm. Wenn das Gespräch zerflatterte, brachte sie die Sache ganz freundlich fragend wieder auf den Punkt. Darauf konnte man sich verlassen.

Die Bekanntschaft ging auch von den beiden Frauen aus. Sie haben nach dem Elternabend über die Kinder und die Schule geredet und sehr schnell voneinander bemerkt, daß sich ihr geistiger Horizont nicht auf das Kinderzimmer beschränkte. In kurzer Zeit fanden sie zum Du.

Bei den nach den Elternabenden üblichen anschließenden Kneipenbesuchen waren Johnsons regelmäßig nicht dabei. Sie hatten offenbar nicht die Absicht, über ihre Elternrolle hinaus vorhanden zu sein. Vermutlich wollte Uwe nicht riskieren, Vorschläge zu bekommen, worüber er doch einmal ein Buch schreiben sollte.

Im eigentlichen Sinne befreundet waren Elisabeth und Hilla, meine Frau. Es entstand zwischen der Indologin und der Malerin ein persönliches Interesse.

Elisabeth hatte es leicht, jemanden für sich zu gewinnen. Sie war still, bescheiden, freundlich, über alle Maßen hilfsbereit. Vielleicht war es am Anfang so, daß ihre Freundlichkeit Uwes abweisendes Wesen überstrahlt hat. Wir wollten uns nicht aufdrängen, ihn zu etwas drängen; man zeigt keine Neugier, man hat doch Benimm.

JJ: Wie abweisend war er denn?

Seelig: Ich fand ihn immer streng bis zur Kühle, was den persönlichen Umgang betrifft. Er war wohl wirklich ein eher schüchterner als kühler Mensch, so ganz sind wir uns darüber nie klar geworden. Wir haben uns gefragt, ob er auf Elternabenden nichts sagt oder größere Gruppen meidet, weil er der Ansicht ist, daß es ohnehin nur wenige Leute gibt, die ihn verstehen. Er wollte jedenfalls privat bleiben, keinen Auftritt als Schriftsteller haben.

Andererseits hat er nie davon erzählt, daß er vor irgend etwas Angst gehabt hätte. Auch kein Lampenfieber beim öffentlichen Lesen, eher Furcht vor der Langweiligkeit der anschließenden Diskussion. Er war angstfrei in bezug auf das Äußern von Urteilen, literarischen wie politischen.

Ich fand ihn sehr verständnisvoll und einfühlsam in der Schilderung von Personen, im Erkennen, wie jemand denkt. Wir haben uns auch leicht darüber verständigt, daß wir manche Leute, meist Poli-

ker, für entweder amoralisch oder zumindest imbezip, meist beides hielten.

Mir ist noch immer die Frage offen, ob er die Menschen seiner privaten, alltäglichen Umgebung eher über- oder unterschätzte.

JJ: Seine Frau hat dann sozusagen etwas gutgemacht im Umgang »nach außen«.

Seelig: Nicht nur das. Wir empfanden sie als ausgesprochen klug, intelligent, gebildet. Wir dachten, daß sie ihr Licht unter den Scheffel stellt, um den Ruhm ihres Mannes nicht zu schmälern. Sie war außerdem noch tüchtig, im praktischen Sinne. Meine Frau und ich hatten manchmal das Gefühl, daß diese liebenswerte Person mehr Zuwendung, Rücksichtnahme, Wärme verdient hätte als wir glaubten, daß sie bekäme. Wir waren jung und dreist genug, das zu vermuten. Aber wir wollten beiden unsere Sympathie anbieten. Zudem waren wir überzeugt, daß auch ein (physisch wie sozial) großer Mann die Wärme der persönlichen Zuwendung gut gebrauchen kann, einer Zuwendung, die unabhängig von der Achtung vor der Arbeit oder dem Sozialprestige angeboten wird. Aber darüber ist zu viert nie gesprochen worden, wir wollten die Freundschaft nicht riskieren. – Zudem: wir waren dreißig und wußten, wie die Welt beschaffen ist. Heute versuche ich, bescheidener zu urteilen.

JJ: War Frau Johnson nicht auch zugleich eine sehr ernste Person?

Seelig: Sie war ganz und gar »erwachsen«. Es gab bei ihr keine »Ausrutscher«, daß sie versehentlich etwas Dummes gesagt hätte. Sie war über alle Maßen ernsthaft.

Meine Frau sagte mir einmal, daß Elisabeth eine fast fertige Dissertation liegen habe, sie aber nicht einreichen wolle, um ihren Mann nicht in irgendeinen Schatten zu stellen. Sie war wohl auch sehr viel bereiter, ihren Mann zu umsorgen, ja zu bedienen, als wir uns das mit unseren emanzipatorischen Ideen je hätten vorstellen können. Wir dachten, sie könne doch auch einmal ein Buch schreiben.

JJ: Kann es sein, daß sie einfach viel früher als andere erkannt hat, welche Anstrengung es bedeutet, solche Romane zu schreiben, und daß es dazu einer gewissen Unterstützung bedarf? Sie hat den Wert dieser Hilfe dann abgewogen gegen die Bedeutung, die ein von ihr geschriebenes Buch

haben könnte – und sich gegen dieses Buch entschieden. Läßt sich das nicht auch als Emanzipation ansehen?

Seelig: Ja, so kann ich das heute gut sehen.

JJ: Zudem: Frau Johnson hatte ein unabhängiges Urteil. Das war doch, fragend gesprochen, auch eine der Eigenschaften, die sie so wichtig machte für den Schriftsteller Johnson.

Seelig: Von Elisabeths selbständigem Urteil kann ich tatsächlich berichten: Ich hatte es übernommen, einen kleinen erziehungspsychologischen Vortrag in der Kennedy-Schule zu halten. Weil ich erwartete, daß die Johnsons kommen, habe ich mir Mühe geben wollen, gutes Deutsch und gutes Englisch über wichtige Inhalte zu produzieren. Es wurde ja alles zweisprachig gehalten, zwei Sätze auf Deutsch, zwei Sätze auf Englisch. Ich wollte ein Deutsch anbieten, das nicht nur keine Fehler enthält.

Uwe kam nicht, ich war ein bißchen enttäuscht. Elisabeth sagte hinterher: »Sie haben aber schön gesprochen.« Spätestens seit dem Abend war mir klar, welch scharfes Urteil hinter der Freundlichkeit steckte. Herbere Kritik an einer wissenschaftlichen Leistung von mir habe ich kaum erlebt. Was immer meine Kollegen und ich produziert hatten: als »schön« ist es nie bezeichnet worden. Ich habe das eine ganze Weile mit mir herumgetragen.

Dann habe ich mir ein Herz gefaßt und Elisabeth gefragt, ob sie mir sagen könne, worin ihre inhaltliche Kritik bestünde. Da hat sie mich mit großen Augen angesehen. Es stellte sich heraus, daß sie das tatsächlich lobend gemeint hatte. »Schön« war für sie eine auch auf Erfahrungswissenschaft anwendbare Kategorie. Und ich hatte das nicht verstanden.

JJ: Sie sagten, Sie hätten Ihr Bild von Uwe Johnson korrigieren müssen, als Sie ihn auf dem Elternabend sahen: Haben Sie Johnson bei Gelegenheit des Elternabends zum ersten Mal gesehen, oder kannten Sie ihn schon von Lesungen?

Seelig: Ich bin nie zu Lesungen von ihm gegangen, weder vor noch nach unserer Bekanntschaft. Aber es gab eine Fast-Begegnung zuvor. Mein Vater war Lehrer und hatte, auf Wunsch seiner Abiturientenklasse, Uwe Johnson eingeladen. Mein Vater war platt, als der tatsächlich zusagte. Ich konnte nicht dabeisein, vielleicht hatte ich mich damals auch

noch nicht entschlossen, Uwe Johnson für einen großen Dichter zu halten.

Mein Vater war ganz hingerissen. Johnson sprach mit den Schülern, war völlig offen, freute sich an Kritik, was meinen Vater beeindruckte. Es ging um einen Artikel in der *Zeit*, in dem er sich über den damals als Protest gegen die DDR betriebenen S-Bahn-Boycott äußerte – wie meist selbstverständlich gegen den Strom der etablierten Meinung und zugleich aber auch im Dissens mit den subversiven Freunden. Und er hat gesagt, daß die DDR eine ›Arbeiter-und-Bauern-Macht-Chance‹ vertan hat. Die DDR habe sich nun auch bemüht, Autos zu bauen, statt den öffentlichen Personenverkehr zu entwickeln. Er hat die vielen Bahnstrecken erwähnt, die noch immer, wie seit dem Kriege, eingleisig betrieben wurden.

Es muß wohl die Schüler auch fasziniert haben, wie Johnson trotz seiner offenkundigen Jugend Anspruch erhob, Literat und ein politisch Urteilsfähiger zu sein. Ich glaube nicht, daß man sagen kann, er war ein Freund des Westens. – Das war auch eine der verbindenden Gemeinsamkeiten unserer beiden Familien: Wir waren zwar froh, auf der Westseite der Mauer zu sein, aber begeistert von der westdeutschen Restauration waren wir nicht. Die Johnsons hatten ihre Gründe ›abzuhauen‹, wir hatten unsere Gründe zu bleiben. Verbunden gefühlt mit der behelfsmäßigen Republik vom Rhein hat sich keiner von uns. Das hat zu unserer Übereinstimmung beigetragen.

JJ: Wie entwickelte sich die Übereinstimmung nach der ersten Bekanntschaft?

Seelig: Die Damen dehnten ihre Freundschaft aus, sie bezogen auch die Männer ein. Wir haben dann, was immer wir unternommen haben, zu viert gemacht. Es war nicht so, daß sich die beiden Frauen einmal allein zum Schwatzen getroffen hätten, wir hatten immer Verabredungen zu viert. Uwe führte dann häufig das Wort. Ich glaube, er hatte gerne nur *einen* Gesprächspartner. Aber er achtete so sehr auf Formen, daß er dann einmal mit mir und einmal mit Hilla sprach. Schon in der Art, wie er mit ihr sprach, kam zum Ausdruck, daß er wahrnahm, daß Hilla eine Frau ist. Mehr kam nicht zum Ausdruck: ich nenne das ›statthafte Verehrung‹.

Mit Elisabeth sprach er nicht. Nun kann man sagen, mit ihr konnte er auch zu Hause reden. Ich habe schon angedeutet, daß man das auch anders sehen kann.

Wir haben nicht ›diskutiert‹, wir haben uns unterhalten. Manches

Mal auch einfach Quatsch gemacht. Grass hat geschrieben, »gelegentlich kam Uwe herüber um merkwürdig zu sein«. Er war bei uns auch merkwürdig, aber er kam nie gelegentlich. Es gab Verabredungen zuvor, keine spontanen Überfälle.

JJ: Den Formen entsprach auch, daß Verabredungen wechselseitig stattfanden, man besuchte sich.

Seelig: Das war wohl so, wenn auch nicht streng. Als wir das erste Mal in der Stierstraße waren, waren wir beeindruckt von der großen Wohnung mit den hohen Bücherregalen. – Elisabeth hatte übrigens einen wundervollen Braten gemacht, sie hatte mir angesehen, daß ich gern esse. – Blechregale, er fand, es müsse Blech sein. Alles andere taue nichts. Holz biege sich doch irgendwann einmal durch. Über der Couch ein riesiger Stadtplan von New York. Gewöhnlich gehe ich umher und sehe nach, was die Leute für Bücher haben. Diesmal kam ich nicht dazu, weil ich auf den Stadtplan sehen mußte. So groß wie die Berlinpläne in der U-Bahn. Aber wenig Farbe darauf.

Meine Frau war Malerin. Ihr fiel zuerst auf, daß es wenig Farbe in der Wohnung gab, wenig Bilder an den Wänden. Wir haben, zu zweit, lange darüber geredet, wie einer Landschaften beschreiben kann, wenn er sich so wenig für Farbe interessiert. Hatte der Dichter kein Interesse an Farben? Das blieb uns ein Rätsel, zumal wir Johnsons Sprache als farbig empfanden.

Ich habe im Gespräch mit der Familie Walter gelesen, daß er den Eindruck machte, fast schon amüsich zu sein. Nun gehört für mich der Umgang mit dem Wort so unbedingt zum Musischen, daß ich das nicht unterschreiben würde; trotzdem ist die Beobachtung interessant. Uwe hat uns einmal eine Beatles-Platte vorgespielt, die er gerade besorgt oder bekommen hatte. Ich wollte eigentlich lieber reden als Musik hören, zumal die Platte *Revolver* hieß, was mich – in dummem Mißverständnis – zu meiner überpazifistischen Ablehnung von selbst Faustfeuerwaffen und zu Widerstand herausforderte. Aber wir waren in die Pflicht genommen, da hinzuhören: es durfte nicht weitergeredet werden.

Ich sagte dann ziemlich erstaunt: »Dem Text kann man ja zuhören.«

Und Johnson sagte: »Na dazu isses doch.« – Ich dachte, wir sollten der Musik zuhören, er meinte, wir sollten auf den Text achten. Sein Zugang zu den Musen führte über das Wort. Inzwischen habe ich vergessen, um welchen Titel es sich handelte.

JJ: In den *Jahrestagen* ist von einer Schallplatte die Rede, »von Leuten aus Liverpool mit Fragen an das Leben«. Als Gesine aus der Bank kommt, liegt die Platte auf dem Tisch, die Wohnung ist leer. Das dürfte eine Anspielung auf *Eleanor Rigby* sein, den zweiten Titel auf *Revolver*. Im Lied wird gefragt, wo all die einsamen Leute herkommen. – Wenn das Wort amüsisch bei Frau Walter fällt, geht es zuerst einmal ums Tanzen, um das sich Bewegen.

Seelig: Tanzen stand bei uns nie in Rede. Wir wollten viel lieber miteinander sprechen. Das hindert ja nicht an der Beobachtung von Bewegungen. Auch ich fand ihn manchmal etwas linksisch, schwerfällig. Manchmal hatte er eine fast schon ans Verkrampfte erinnernde Bewegungsmelodie.

Er war verschlossen. Man muß mit einem Wort wie »menschen-scheu« vorsichtig umgehen. Aber ich habe mich gefragt, wem er sich wohl öffnen mag als Person, außer seinen Büchern. Ob er Phasen der »hingebungsvollen Offenheit« hat, anderen Menschen gegenüber?

JJ: Aber immerhin, Sie waren ja dann mit ihm per Du.

Seelig: Unsere Frauen haben nach angemessener Frist zum »Du« gefunden. Ich fand mich nicht in der Position, ihm das Du anzubieten, obwohl ich etwas älter war. Andererseits lag es in der Luft. Uwe brauchte eine längere Schonzeit. Ich sehe das heute einen Schein bescheidener, doch damals fanden wir, daß er sich doch etwas sehr ziert.

Während eines Kaffeeplauschs in der Friedenauer Stierstraße bat er mich aus einem Gespräch heraus in den Flur: »Kommen Sie doch einmal mit.« Ich dachte, er wolle mir etwas zeigen. Er verlangte, daß ich das Schnapsglas mitnehme.

Er schloß hinter mir die Tür. Und dann: »Na, naja, na das wissen Sie ja: Ich heiße Uwe.« Ich habe auch meinen Vornamen gesagt, wir haben unsere Schnapsgläser ausgetrunken. Dann griff er mich und umarmte mich. Er war ja ein großer Kerl, da bedeutet so eine Umarmung schon etwas, da war Kraft drin; trotzdem war sie hölzern.

JJ: Wie lange dauerte es vom Kennenlernen bis zum Du?

Seelig: Etwa das erste Jahr der Bekanntschaft.

JJ: Und Ihre Frau wurde auch nach draußen gebeten?

Seelig: Nein. Wir gingen wieder hinein und ›berichteten‹, von da an hat er Hilla auch geduzt. Damit war das Du auf die Familie ausgedehnt. Es hatte alles, trotz der Späße, eine sittenstrenge Wohlanständigkeit. Ganz gleich, wieviel getrunken wurde.

Da das Geld knapp war, trank ich damals einen verhältnismäßig billigen Bourbon, aus dem Discount. Ich glaube, bei Uwe war es auch eng mit dem Geld. Trotzdem brachte er mir einmal eine Flasche *Johnny Walker* mit, auch noch *black label*. Das hat mich ziemlich beschämt. Er hat nicht gesagt: Ich habe keine Lust mehr, das billige Zeug zu trinken. Er könnte das aber gemeint haben. Fortan habe ich eine Flasche *black label* bereithalten, hinten im Schrank.

JJ: Er suchte seine Geschenke mit viel Bedacht aus.

Seelig: Ich habe sehr großzügig das ein oder andere Buch bekommen, wobei ich hoffe, daß er die mit Autorenrabatt kaufen konnte. Ich besinne mich auf einen dicken Band Albert Einstein, einen Band Freud, Vokabular der Psychoanalyse, einen Tucholsky. Er hatte Lust am Schenken und konnte gut schenken. Weil er hinhören, zusehen, auf Leute aufpassen konnte.

JJ: Eine Voraussetzung des Erzählens.

Seelig: Ja, aber nur eine. Vor allem konnte er – wie vielleicht von einem Schriftsteller zu erwarten, aber immer wieder zu unserem Vergnügen und Erstaunen – wunderbar erfinden. Zum Beispiel eine Toastumrührfabrik. Das war an einem der Abende, wir hatten schon einiges getrunken. Er wandte sich an meine Frau: »Weißt du noch, wie wir in der Toastumrührfabrik waren? Elisabeth sollte ja eigentlich nicht davon wissen.« Und dann folgte eine Geschichte von der Besichtigung, wie die Toasts angefahren werden, in einen großen Bottich gekippt, und wie es geklungen hat, wenn die Toasts zermahlen werden. Und nach der Besichtigung war das große Toastfest, der Direktor wollte mit Hilla tanzen. Aber die habe ihn stehen lassen und statt dessen mit Uwe getanzt. Das war ein Skandal! Das stand in der Presse.

Das Erzählen fing so an, daß wir anfangs nicht wußten, ob das ›wahr‹ war. Wir blickten erst einmal zu Elisabeth. Es verlor auch später nichts von erzählerischer Glaubwürdigkeit: es war ganz überzeugend, wie ihm der Direktor den Tanz mit Hilla geneidet hatte.

Das war öfter so, daß wir erst einmal zu Elisabeth blickten. Einmal

hat er gesagt, er möchte gern zur Untermiete bei mir wohnen. Das hielt ich für komisch, habe aber mit ernstem Gesicht gesagt: »Natürlich, wann du willst.« – »Nein«, sagte er, »nicht im Zimmer, im Briefkasten.«

Ich machte den Quatsch also mit und erzählte, wie wir nach seinem Einzug eine Kerze in den Briefkasten stellen würden, damit er es warm habe, und ein Loch in die Klappe schneiden, damit die Hitze entweichen könne. Das war aber falsch. Er wollte eine Deckadresse haben, für irgendwelche Korrespondenzen. – Dazu ist es dann aber nicht gekommen.

Manchmal mußte man erst ein Weilchen zuhören, ehe man heraus hatte, ob das scherzhaft wurde oder nicht. Er wirkte ja als ein grundsätzlich ernsthafter Mensch. Aber er war überhaupt nicht humorlos. Das machte für Hilla und mich mit den Reiz dieser Treffen aus, daß wir vergnügt und lustig sein konnten, nicht albern. Es wurden nie Witze erzählt.

JJ: Das klingt ganz und gar harmonisch.

Seelig: Es gab nur ein einziges Mal so etwas wie eine »Entgleisung«. Nach einem langen, angenehmen Abend bei uns wollten Johnsons gehen. Gewöhnlich fuhren wir sie, das hatte sich so eingebürgert, mit unserem Auto nach Haus. An diesem Abend fühlten wir uns dazu nicht mehr in der Lage. Und das hat Uwe nicht verstehen wollen. Er fragte, ob wir sie nicht mehr leiden könnten, er sich zu schlecht benommen habe und solche Dinge. Das waren keine ängstlichen Fragen, das waren Vorwürfe. Wir haben versucht »zu glätten«, Elisabeth hat sich sehr bemüht. Er ging auf die Straße und sagte: »Dann warte ich hier auf ein Taxi.« Er wußte genau, daß gleich um die Ecke der Bus fuhr.

JJ: Und dann war erst einmal »Sendepause«?

Seelig: Nein, nein. Wir haben die Sache dem Alkohol zugeschrieben und damit war das erledigt. Unser weiterer Umgang war davon nicht betroffen.

Hilla schätzte vor allem den Kunstriesen, seine gestalterische Kraft. Es war für sie sehr interessant zu sehen, *wie* jemand auf einem anderen Gebiet der Kunst etwas leistet. Ebenso wie Uwe sie akzeptiert hat als Vertreterin einer anderen Fakultät. Da war eine Art von Kollegialität.

Ich habe vor allem seinen Fleiß bewundert, die innere Organisiertheit. Er hat gesagt, in der Fabrik müßte er auch acht Stunden arbeiten, der

Genosse Schriftsteller könne das also ruhig auch tun. Dabei dachte ich, bei einer solchen Arbeit müsse man zwischendurch spazieren gehen, in die Luft gucken, auf einen Einfall warten.

Zu dem Fleiß gehörte auch, daß er sich morgens in Gang brachte mit Tee und abends entspannte mit Alkohol. Er verlangte von sich eine Art Schalter, und abends mußte er abschalten. Ich weiß nicht, wieviel davon eine Ausrede für den Alkoholkonsum war. Wir hatten den Eindruck, daß er seinen großen und regelmäßigen Fleiß mit »bürgerlich zulässigen Drogen« unterstützte: Tee und Alkohol. Er sagte andererseits, er rühre für seinen Arbeitstag keinen Alkohol an. Das hält mich davon ab, die Diagnose Alkoholismus zu stellen.

JJ: Helen Wolff hat davon auch berichtet: vom Tee, er trank nichts anderes während der Arbeit.

Seelig: Er legte viel Wert darauf, daß Tee nicht gekocht, sondern zubereitet wird. Gekochter Tee ist auch grauenhaft.

Und er hatte auch viel Verständnis für gutes Essen. Er hat uns einen ausgezeichneten italienischen Koch entdeckt, im Harlekino.

Vor diesem Restaurant spielte sich auch eine sprechende Episode ab. Ein Bekannter von mir traf auf uns, und ich stellte die beiden einander vor. Mein Bekannter fing gleich an, Uwe zu duzen; er hielt das Duzen für »schick und links«. Uwe sagte kein Wort. Er stand da mit schmalen Mund und guckte den Herrn ganz unverwandt an. Er wartete, daß er wegging. Ohne Ungeduld, aber offensichtlich. Doch der andere redete locker weiter, fragte: »Was habt *ihr* denn vor?« Ich hab es nicht verraten, um die Szene zu beenden. Uwe blieb stumm stehen, bis wir zu unserem Bier gehen konnten.

JJ: Haben Sie Johnson in Ihre anderen Freundschaften einbezogen, oder gab es wechselseitige Einladungen auch zu Anlässen, die über vier Personen hinausgingen?

Seelig: Nein. – Natürlich, wenn Katharina feierte, war Julius eingeladen. Dann tanzten die beiden Zehnjährigen miteinander Schummerblues. Das Licht mußte abgedreht werden. Und umgekehrt kam ihre Tochter zu unserem Sohn, dann wurde sie von beiden abgeholt.

Wir hatten die Johnsons nur einmal zu einer größeren Party einladen wollen, zur Einweihung unseres Hauses. Uwe hat sofort und klar gesagt, daß er zu einem solchen Anlaß nicht eingeladen sein möchte. Er würde

mir statt dessen eine *Ansichten*postkarte schreiben. Mir war schon klar, welche *Ansichten* er da äußern würde, aber ich habe die Karte nie bekommen. – Das bewunderten wir auch an ihm: wie er einem ganz alltäglichen Wort Bedeutung verlieh.

JJ: Gab es denn ›Anlässe‹ zu denen Sie sich getroffen haben?

Seelig: Eigentlich nicht. Nach den Ferien, Bilder von den Reisen zeigen. Da gibt man sich solche Mühe, und der Uwe will die Bilder gar nicht sehen. Heute verstehe ich das – aber über Land und Leute haben wir dann geredet.

JJ: Wenn über den Alltag gesprochen wurde, kam Ihr Beruf nicht zur Sprache?

Seelig: Eigentlich schwätze ich gern Leichtes; aber bei Uwe hatte ich das Gefühl, daß ich die Zeit des Dichters nicht mit meinen Alltagsgeschichtchen vergeuden darf. Ich habe auch meine Neugier unterdrückt: Wie macht der das, daß am Ende ein solches Buch herauskommt? Davon habe ich dann später erfahren, er hatte einen normalen Acht-Stunden-Tag und ging in eine Art Büro zum Schreiben. Manuskriptseiten habe ich gesehen, und ihn auch einmal darauf angesprochen. Mich wunderte, daß er schon die korrekten Korrekturzeichen verwendete, ehe das Manuskript zum Setzer ging.

Natürlich interessiert mich als Psychologe, wie Leute denken. Nicht nur, wie sie ihre Arbeit organisieren. Danach habe ich mich nicht erkundigt, er sollte sich nicht belästigt fühlen. Wir haben auch nicht über unsere Biographien gesprochen; was wir diesbezüglich von ihm wußten, wußten wir vom Waschzettel.

Er hat mich zu meinem Beruf nur einmal etwas gefragt: ob ich Gutachten über lebende Menschen schreibe, ob ich lebende Menschen in Papierform bringe. Ich merkte gleich, daß das nicht so ganz liebenswürdig gemeint war. Und ob ich Freud und die Psychoanalytiker kenne. Als ich bejahte, war er zufrieden: das passe ihm gut. Er brauche von mir ein psychoanalytisches Gutachten. Ein Gutachten, bei dem nichts herauskommt. Die Daten zur Person wollte er mir noch geben. Er wollte das wohl für die *Jahrestage* verwenden.

Ich bin dann 14 Tage mit einem dicken Kopf herumgelaufen. Aber er ist nicht wieder darauf zurückgekommen, hatte es sich anders überlegt, wie nachzulesen ist: »Eine Diagnose von ferne weist er von sich ...«.

Als ich die Stelle später fand, war ich zufrieden: denn das wäre bei mir etwas ganz anderes geworden.

JJ: Was immer Sie geliefert hätten, es wäre am Ende doch schon sprachlich ›ein Johnson‹ daraus geworden.

Seelig: Unser ältester Sohn ging auf ein anderes Gymnasium. Der Chef der Schule war der Graf von Kalkreuth, der Sohn. Ein hochgebildeter Lateinlehrer. Mit dem kamen wir einmal ins Gespräch, er kannte die *Jahrestage* (der erste Band war gerade frisch) noch nicht. Wir schoben ihm ein Exemplar hin und ließen ihn darin blättern. Er diagnostizierte: »Aha, mußt Du immer stellen ans Ende das Objekt.« Das fand ich einerseits sehr gemein und andererseits sehr schlau. Ganz abgesehen davon, daß er das beim diagonalen Lesen mitbekommen hatte. Hilla und ich haben dann ein bißchen geübt solchen Satzbau, aber nie verwendet gegenüber Uwe.

JJ: Wieweit läßt sich vermeiden, privat Schriftsteller zu sein? Ist es nicht unvermeidlich, daß über Bücher gesprochen wird, über Neuerscheinungen und was im Feuilleton besprochen wird?

Seelig: Er hat, woran ich mich erinnere, Ingeborg Bachmann erwähnt, als er von seinem Aufenthalt in Rom erzählte. Sonst hat er kaum über seine Kollegen gesprochen. Ich glaube nicht, daß auch nur einmal der Name Max Frisch gefallen ist. Wir haben erzählt, was wir gelesen hatten, aber es gab keine ausführlichen Gespräche über Literatur. Er wollte und sollte bei uns ›privat‹ sein.

Wir haben nicht bewußt entschieden, ihn als besonderen Gast zu erleben, wenn er ›uns die Ehre gab‹; wir empfanden es so, er wohl überhaupt nicht.

Wir haben uns bemüht, gute Gastgeber zu sein. Dazu gehörte auch, daß ich ihm Feuer für die Zigarette reichte, mit dem Feuerzeug. Da hat er dann gesagt: »Das macht Dir wohl Spaß, mir mit der Faust ins Gesicht zu fahren?« Er wußte genau, daß das höflich gemeint war. Ich bin mir nicht sicher, ob er sich das damit wirklich verbeten haben wollte. Er wollte nur vorzeigen, daß man das auch anders verstehen könne. Er wollte nicht belehrend sein, ich habe ihn nie als belehrend empfunden. – Den Whiskey schenkte er sich auch lieber selbst nach.

JJ: Sie haben sich gegenseitig aufeinander eingestellt, das setzte einiges an beiderseitigem Verständnis und Einverständnis voraus.

Seelig: Zum einen: Nur zu gern stellte ich vermeintliche Ähnlichkeiten zwischen ihm und mir fest – und seien es auch nur äußerliche wie eine damals ja nicht unübliche schwarze Lederjacke.

Eines Regentages erschienen wir zufällig mit gleichen Mützen; das hat mich sehr gefreut. Ich hatte meine sorgfältig ausgewählt, meine Freunde nannten sie »Lenin im Sommer«. Es war weder Ernst Reuters Basenmütze noch Helmut Schmidts Prinz-Heinrich-Mütze, sondern eine lederne Elbschiffermütze.

Zum anderen: Es gab durchaus unterschiedliche Meinungen und Ansichten. Einen schönen Disput hatten wir in der Auseinandersetzung über das politische Engagement von Günter Grass: »Ich rat Euch eS Pe De zu wählen.« Das fand Uwe überhaupt nicht in Ordnung. Der ist ein Schriftsteller und soll bei seinem Leisten bleiben. Ich fand, Grass solle seinen durch Schreiben erworbenen Ruhm ruhig auch mal in etwas anderes »ummünzen«. Uwe war da ganz eisern, wir konnten uns in der Sache nicht einigen. Es ging nicht um die Person Grass, es ging um die Sache. Darüber haben wir lange gestritten.

Mindestens ebenso hart ging er mit dem von uns beiden eigentlich hochgeachteten Gustav Heinemann um, der zu Uwes Ärger empfohlen hatte, ungeliebte Seiten aus Büchern einfach herauszureißen.

Uwe war richtig wütend. Ich hatte das gar nicht gehört, wollte aber, daß der Uwe den Heinemann weiterhin sympathisch findet. Aber das war nicht möglich.

JJ: Ihr Vater war beeindruckt von den politisch so unabhängigen und selbstbewußten Äußerungen des jungen Mannes. Besteht nicht ein Widerspruch zwischen Johnsons Aussagen zum S-Bahn-Boycott und seinem Befund in Sachen Grass?

Seelig: Ich sehe keinen Widerspruch. Das sind zwei völlig verschiedene Sachen. Der Schriftsteller teilt nur mit, was er als wahr erkennt. Der Politiker produziert Meinungen und empfiehlt Verhalten in seinem Sinne. Das eine hat Johnson getan, das andere Grass.

JJ: Lag es daran, daß Grass *Partei*politik vertrat oder gemacht hat?

Seelig: Ich glaube, es ging um den Aufruf zur politischen Aktion, und wenn es nur das Kreuz auf dem Wahlzettel ist. Das ist nicht die Sache der Schriftsteller. Und eben das macht Johnson in seinem S-Bahn-Text auch nicht; er weist nur darauf hin, daß die Aktion Blödsinn ist.

Ich konnte fast immer Johnsons Argumenten zustimmen. Obwohl er jünger war als ich. Ganz gleich, worum es ging, er konnte genau hinsehen und den Punkt herausfinden, an dem die Argumentation ansetzen mußte. Das fängt alles damit an, daß er genau zuhören und eine Problemsicht entwickeln konnte, die zwingend war. Gelegentlich war seine Darstellung ungewöhnlich, aber immer zweckmäßig und zielstrebig.

JJ: Es ließ sich etwas lernen von ihm.

Seelig: Für mich war seine Gradheit besonders wichtig, die manchmal etwas überstreng war und ihn auch behindert hat. Es war so, wie die Walters gesagt haben: Da, wo nach seinem Urteil jemandem Unrecht getan worden ist, da ist er aufgestanden. Das paßt genau zu meinem Bild von ihm. Er war auch mit sich selber ehrlich bis zum Wehtun, das hat mich beeinflußt. Er hat durchblicken lassen, wie er sich im Umgang mit seinen eigenen Urteilen gequält hat. Uwe hat mir geholfen, diejenigen, die in meiner Kindheit sich Macht über mich genommen hatten, sie das in meinen heutigen Gedanken und Urteilen entgelten zu lassen.

JJ: Das klingt sehr kompliziert.

Seelig: Ich bin unter den Nazis zur Schule gegangen, mein Abitur habe ich dann nach dem Krieg gemacht. Meine Eltern waren politisch in Schwierigkeiten; wir wußten, daß bestimmte Sachen nach außen auf keinen Fall gesagt werden durften. Ich war 1938 zehn Jahre alt, und es war nicht einfach zu lernen, daß man außerhalb der Familie braun formulieren können muß – gerade weil man nicht braun denkt. Das hat es vermutlich in der DDR dann wieder gegeben. Ich denke an Lehrer, an Pimpfenführer, HJ-Burschen, die Ausbilder bei der Flak. Die haben sich alle unberechtigt Macht über mich genommen. Ich wußte, daß ich denen das nicht vergessen will. Seit Uwe und ich über die damalige politische Situation gesprochen haben, ist mir deutlich, daß ich ein Recht habe, bestimmten Gruppen von Personen meine Kindheit übel zu nehmen.

So kurze Zeit die Bekanntschaft gewährt haben mag, er war in Hillas und meinem Leben eine wichtige Person. Ich bin 1973 weggezogen, mein Kontakt zu den Johnsons hat sich danach aufgelöst. Unvermutet habe ich erfahren, daß er in Sheerness lebt und arbeitet. Nach seinem

Tode bin ich einmal in dem Ort gewesen und habe mich hinterher gefragt, was ich dort wohl gesucht habe. Wer ein Werk hinterläßt, hat das Glück, daß er auch nach seinem Tod noch Menschen erreichen und anrühren kann.

Prof. Dr. *Günther F. Seelig*, Oberhaardter Weg 29, 14193 Berlin